

Jens Normann Jørgensen & Pia Quist 2008. *Unges sprog* [Die Sprache der Jugendlichen]. København: Hans Reitzel. 187 Seiten, DKK 248,00.

Unges sprog ist eine Art Debattenbuch, also ein populärwissenschaftlicher Beitrag. Fachwörter werden nicht gänzlich vermieden, sondern einfach weniger benutzt und wenn, dann auch erklärt. Die Sprache ist stilistisch etwas elaborierter, als man es z.B. aus vielen dänischen Zeitungen kennt. Dies ist für dänische Debattenbücher nicht unüblich (vgl. z.B. das Buch Herbeners 2006). Ohne dass es im Vorwort oder anderswo (mit Ausnahme der Pressemitteilung) deutlich mitgeteilt wird, ist es klar, dass sich das Buch sowohl an Akademiker als auch an Nicht-Akademiker richtet. Auch dies ist für dänische Debattenbücher nicht unüblich.

Die Verfasser wollen sich mit der konservativen Sprachansicht, die besonders in Teilen der allgemeinen Bevölkerung, aber mit Ausnahme der meisten dänischen Sprachwissenschaftler auch in Teilen der akademischen Schicht herrscht, auseinandersetzen. Sie wollen klarmachen, dass die Ansicht der sogenannten Griesgrame ein Klischee ist. Griesgrame (*sure gamle mænd*) oder verdrießliche, mürrische alte Männer – so werden in Dänemark Menschen genannt, die sich über die Sprache der Jugendlichen oder über den allgemeinen Sprachwandel beklagen. Griesgrame können aber auch Frauen und müssen auch nicht unbedingt alt sein, wie die Verfasser zutreffend feststellen. Da es ihnen bewusst ist, dass auch die gewöhnlichen Reaktionen seitens der Sprachwissenschaftler (wie etwa: “Sowas [d.i. die Diskussion wie auch die Sache selbst] hat es schon immer gegeben” und “es gibt keinen Grund, sich Sorgen zu machen”) mittlerweile Klischeestatus erreicht haben, haben sie mit dem Ziel, zu einer qualifizierten und nuancierten Diskussion anregen zu wollen, dem Thema ein ganzes Buch gewidmet.

Schon das Vorwort macht den aufmerksamen Leser skeptisch. Wie soll man eine fruchtbare Diskussion erwarten können, wenn die Verfasser bereits auf der ersten Seite die Fronten ziehen (um nicht zu sagen: verhärten), auf Schritt und Tritt Anklagen gegen die sogenannten Griesgrame verlautbaren und so verbissen Stellung beziehen, dass nicht einmal der Begriffsstutzigste im Zweifel sein kann? Ist dies die Art und Weise, in der man zu einer nuancierten Debatte anregt?

In den ersten drei Kapiteln werden die Begriffe (1) Jugend, (2) Sprache und (3) Sprachentwicklung erläutert. In den nachfolgenden Kapiteln geht es jeweils um (4) Wortschatz, (5) die Vielfalt der Jugendsprache, (6) Interaktion und (7) neue Technologien. Am Ende jedes Kapitels werden Empfehlungen und kurze Erläuterungen zu weiterführender Literatur gegeben, und am Ende des Buches finden sich eine Bibliographie (S. 182-184) sowie ein Stichwort-, Sachwort-

und Namenverzeichnis in einem, also ein Register (S. 185-187). Wenn auch das Letztgenannte lobenswert ist, denn Register sind in dänischen Büchern leider kein Standard, ist es unzulänglich umgesetzt. Mit seinen drei Seiten ist es zu kurz im Verhältnis zur Seitenanzahl des Buches und weist bedeutende Lücken auf: Es fehlen z.B. Seitenverweise beim Eintrag "engelsk" (Englisch) zu den Seiten 113, 140-143 und 175-177 (es wird nur auf die Seiten 112 und 139 verwiesen). Ein anderes Beispiel ist der spannende Abschnitt über Tiersprache auf den Seiten 38 und 39; es wird nirgends auf diese Seiten verwiesen (beispielsweise mit dem Eintrag "dyresprog" (Tiersprache)). Ein Schönheitsfehler beim Register ist außerdem die Ausformung mancher Einträge, besonders der Mehrworteinträge: Man schreibt nicht "ændring af verden" (Veränderung der Welt) in einem Register, sondern die invertierte Form "verden, ændring af" (Welt, Veränderung der).

Die ersten zwei Kapitel sind interessant und informativ, obwohl der Leser schon hier ahnt, dass die Verfasser eine bestimmte Zielsetzung verfolgen (vgl. das Vorwort). Ab Kapitel drei wird die wissenschaftliche Fundierung immer dünner – persönliche Meinungen und Idiosynkrasien treten mehr und mehr in den Vordergrund. Die anfänglich unterschwellige politische Agenda dominiert die letzten Kapitel.

Auf der ersten Seite des ersten Kapitels (d.i. S. 11) teilen die Verfasser dem Leser mit, dass sie im Folgenden zwischen *ungdomssprog* (Jugendsprache) und *ungesprog* (Sprache der Jugendlichen) unterscheiden werden. Mit "Jugendsprache" meinen sie das, was von der Jugend im Allgemeinen und als soziale Gruppe betrachtet benutzt wird. Diese Sprache benutzt man als Erwachsener nicht mehr (vgl. S. 11). Mit "Sprache der Jugendlichen" dagegen ist die Sprache gemeint, die sich in der Jugendzeit entwickelt und die jeweilige Generation ihr ganzes Leben lang prägt (ibid.). Die Unterscheidung ist interessant; ein großes Manko ist jedoch, dass sie im restlichen Buch nirgends ausgearbeitet bzw. näher erläutert wird und dass sich kaum explizite Beispiele für die eine oder die andere Art von jugendlicher Sprache finden.

An vielen Stellen weist das Buch stilistische Brüche auf. Man vergleiche beispielsweise die folgenden Sätze: "flopper han totalt" (≈ [sein Versuch] geht total in die Hose) (S. 31); "det rene vås" (≈ reiner Schwachsinn) (S. 42); "noget snobbet pjat" (versnobter Quatsch) (S. 51); "hold kæft hvor ville de have brokket sig" (≈ mein Gott, hätten sie gemeckert) (S. 66); "ikke så fedt at skille sig ud" ([es ist] nicht so geil, sich [von der Menge] zu unterscheiden) (S. 79); "[d]et er sygere at være..." (es ist mehr krank...) (S. 178). Es handelt sich hier wohlgermerkt nicht um Jugendsprache, die zitiert wird, sondern um die Sprache der Verfasser des Buches, die Sprache zweier Sprachwissenschaftler, und sie passt nicht zum sonstigen wie bereits erwähnt relativ akademischen Stil.

An vielen Stellen fehlt es an Belegen. Hier einige Beispiele: “Im Gegensatz zu dem, was viele denken, ist es für Erwachsene im Allgemeinen nicht schwieriger neue Sprachen zu lernen als für Kinder, im Gegenteil”¹ (S. 84); es hat “zu allen Zeiten Pendelwörter² gegeben” (S. 87); es “gibt höchstens 10 oder 20 Pendelwörter im Dänischen” (S. 88); neben dem Dänischen “werden in Dänemark mehr als 120 Sprachen gesprochen” (S. 110); zwischen “10 und 20 Prozent der Bevölkerung Dänemarks kommt täglich in Kontakt mit anderen Sprachen als Dänisch” (S. 139). Da die Verfasser an anderen Stellen Belege liefern (z.B. S. 162: “Laut dem Statistikamt Dänemark [d.i. Danmarks Statistik] hatten 96 Prozent der 16–19-jährigen Jugendlichen im Jahr 2007 von Zuhause aus Internetzugang”), stellt sich die Frage, ob sie die nicht belegten Aussagen (oder zumindest manche davon) überhaupt hätten belegen können. Auch der im gesamten Werk wiederholten Behauptung, dass die Sprache der Jugendlichen sich mit der Zeit mehr und mehr durchsetzt (vgl. auch S. 82f über die durchaus wenig überzeugende oder zumindest wenig überzeugend dargestellte sogenannte Wellentheorie), mangelt es an Belegen und Beispielen – und Untermauerung überhaupt.

Oft sind fehlende Belege mit wissenschaftlich fragwürdigen und im Vergleich zum restlichen Text stilistisch negativ auffallenden Aussagen kombiniert (vgl. z.B. S. 59: “viele Griesgrame haben die Macht, junge Dänen daran zu hindern, diejenige Ausbildung zu bekommen, die sie sich gern wünschen” und (ibid.) “die Griesgrame sind eiskalt”). Auch beim Zitieren versäumen die Verfasser öfter, ihre Quellen anzugeben (vgl. z.B. Seite 59), obwohl Quellenangaben in dänischen Debattenbüchern keineswegs unüblich sind (vgl. z.B. das Buch Herbeners 2006).

Der Abschnitt über den Mayonnaise-Krieg³ (S. 57) ist widerspruchsvoll: Das Institut für Dänische Sprache (d.i. Dansk Sprognævn), heißt es, hatte Recht in jedem kleinen Detail der Argumentation, musste sich aber dennoch in der Sache beugen, da der politische Druck zu Gunsten der Griesgrame zu groß war. Wie

1 Alle Übersetzungen in diesem Beitrag stammen vom Rezensenten.

2 In der dänischen Sprachwissenschaft spricht man von “pendulord” (Pendelwörter), womit Wörter gemeint sind, die mit der Zeit auch die entgegengesetzte Bedeutung angenommen haben; z.B. wird das Wort “bjørnetjeneste” (Bärendienst, in der Wendung *jmdm. einen Bärendienst erweisen/leisten*), das eigentlich ‘in guter Absicht etwas tun, was einem anderen, zu dessen Nutzen es gedacht war, schadet’ bedeutet, in moderner Zeit (allerdings fast nur von Jugendlichen) in einer zweiten Bedeutung, ‘ein sehr großer Dienst’, gebraucht.

3 Beim Mayonnaise-Krieg handelte es sich um einen Mediensturm, der ausgelöst wurde, nachdem das Institut für Dänische Sprache (d.i. Dansk Sprognævn) 1985 die Herausgabe eines neuen Rechtschreibwörterbuchs bekannt gegeben hatte. Das neue Wörterbuch hätte die Wortform “majonæse” statt “mayonnaise” (auf Deutsch würde dies *Majonäse* vs. *Mayonnaise* entsprechen) bevorzugt. Auf Grund des Mediensturms wurden aber beide Formen zugelassen und sie sind es heute noch.

konnte aber das Institut für Dänische Sprache oder sonst irgendetwas Recht gehabt haben? Das ganze Buch hindurch wird unablässig wiederholt, dass es so etwas wie richtig und falsch in Sachen Sprachrichtigkeit und Sprachnormierung überhaupt nicht gibt. Niemand hat recht und niemand hat ein Recht darauf, recht zu haben bzw. recht haben zu können, so die Verfasser. Es gibt nur Mehrheiten und Minderheiten, so die Verfasser, nur Unterdrücker (laut den Verfassern die Griesgrame und das gesamte dänische Schul- bzw. Bildungssystem) und Unterdrückte (laut den Verfassern die Jugend). Wenn es aber so etwas wie richtig und falsch in Sachen Sprachrichtigkeit und Sprachnormierung nicht gibt, wie können dann die Verfasser meinen, dass das Institut für Dänische Sprache recht hatte, und wie können sie meinen, dass gerade sie, die Verfasser selbst, das ganze Buch hindurch recht haben? In diesem Zusammenhang ist es auch erwähnenswert, dass die Verfasser auf Seite 59 mehr Verständnis für "selbständige Orthographie" fordern und es beklagenswert finden, dass die Jugend auch heute noch Zeit darauf verschwenden soll, korrekt zu schreiben bzw. korrekt schreiben zu lernen.

Diskussionen über Jugendsprache oder über Sprachentwicklung bzw. Sprachwandel im Allgemeinen hat es schon immer gegeben, heißt es im Buch (Vorwort, S. 9); vor ein paar Hundert Jahren, vor Tausend Jahren und noch weiter zurück. Auf Seite 60 versuchen die Verfasser diese Behauptung zu untermauern, und weisen auf die schwedische Forscherin Ulla-Britt Kotsinas hin. Kotsinas soll angeblich "alte Zeitungen aus den letzten Hundert Jahren [d.i. 20. Jahrhundert]" gelesen haben und demzufolge, heißt es, feststellen können, dass es das ganze Jahrhundert hindurch Klagen und Bedauern über die Sprache der Jugendlichen gegeben hat. Zusammen mit einem Aufsatz Mette Kunøes, wo anscheinend ohne Belege darauf hingewiesen wird, dass es auch in Babylonien ca. 1800 v. Chr. Klagen über die grausame Sprache der Jugend gegeben hat, reicht die Feststellung Kotsinas den Verfassern völlig aus, um folgenden Schluss zu ziehen: Griesgrame und Diskussionen über die Sprache der Jugend hat es immer gegeben, und die Jugend war schon immer Opfer griesgrämiger Unterdrückung. Ebendieselben Verfasser warnen aber auf Seite 43 vor linguistischen Mythen und weisen mit Hinweis auf Pullum (1991) die seit langer Zeit wiederholte Behauptung zurück, dass die Inuit-Sprachen viele Wörter für Schnee haben sollen. Befürchten sie denn nicht, aufgrund ihrer fehlenden Sorgfalt selber einen Mythos über die Griesgrame vom Stapel zu lassen? Offensichtlich nicht. Überraschend heißt es weiter auf Seite 61, dass die sprachliche Intoleranz in Dänemark im 18. Jahrhundert anfang. Und kurz danach heißt es: "[Im Mittelalter] gab es keine Griesgrame, aber mein Gott, was hätten sie gemeckert, würde es sie gegeben haben". Einerseits scheint es, die Verfasser können sich nicht entscheiden, ob es die Griesgrame schon immer gab oder nicht. Andererseits scheint es, dass sie nicht genügend – wenn auch noch so zweifelhafte – Beispiele dafür geben

können, dass es sie wirklich schon immer gab. Der missionarische Eifer ist deutlich. Vgl. auch Folgendes auf Seite 95: “Auch Rasmus Rask hat im 17. Jahrhundert von Ausdrücken gesprochen, die wir heute Slang nennen würden”. Der berühmte dänische Sprachwissenschaftler Rasmus Rask wurde aber erst 1787 geboren, nicht einmal im 18. Jahrhundert hat er von Slang sprechen können. Handelt es sich hier um einen Tippfehler? Oder haben die Verfasser sich dermaßen in ihre Vorstellung von der griesgrämigen Unterdrückung der Jugendsprache hineingesteigert, dass sie sie einfach überall sehen – auch dort, wo sie nicht zu sehen ist?

Es ist interessant, dass die Verfasser das ganze Buch hindurch sich nicht entscheiden können, ob es ein Segen ist jung zu sein. Sie argumentieren beliebig: Es ist schick jung zu sein, und deswegen setzt sich die Sprache der Jugendlichen in der allgemeinen Hochsprache (Hochdänisch) durch. Und anderswo: Jung zu sein ist nicht schick, deswegen haben die Griesgrame so viel Macht. Wenn es um die Griesgrame geht, wird aber nicht gezögert: Die Griesgrame werden das ganze Buch hindurch herablassend erwähnt (vgl. z.B. die Seiten 57-61), auf Seite 58 wird das Wort Griesgram allein auf der Hälfte der Seite sogar zehn Mal gebraucht. Es wimmelt von gehässigen Aussagen wie beispielsweise: “Wir können den Griesgramen in keiner Weise helfen, wir können sie nur bemitleiden” (S. 140); die Griesgrame haben im dänischen Bildungssystem eine “zerstörende Macht” (ibid.).

Die Behandlung des Gegenstandes ist das ganze Buch hindurch unverkennbar tendenziös. So heißt es etwa auf Seite 155, dass der bei den Griesgramen verhasste Gebrauch von Diskurspartikeln⁴ seitens der Jugendlichen sich folgenderweise erklären lässt: Erwachsene verbringen den Großteil ihrer Zeit mit Arbeit, Jugendliche dagegen verbringen den Großteil ihrer Zeit mit Freizeitaktivitäten oder in der Schule und oft zusammen mit anderen Jugendlichen. Letztgenannte Situationen zeichnen sich dadurch aus, dass sie weit weniger förmlich sind und deswegen den Gebrauch von Diskurspartikeln wesentlich begünstigen. Könnte dies aber nicht auch erklären oder untermauern, dass Jugendliche mehr Slang benutzen? Laut den Verfassern ist die Antwort hierauf ein klares Nein (vgl. S. 91), denn Jugendliche benutzen gar nicht mehr Slang als Erwachsene, so die Verfasser. Es geht ihnen anscheinend darum, den Gebrauch von Diskurspartikeln unter Jugendlichen in Schutz zu nehmen, nicht darum herauszufinden, ob und gegebenenfalls wieso Jugendliche tatsächlich mehr Slang, Fluchwörter und Schimpfwörter benutzen. Die Argumentation ist nicht nur inkohärent und widersprüchlich, sondern die Verfasser tasten auch noch blind herum. Es mangelt einfach an schlüssigen Konzepten und die Argumente bestehen meistens aus

⁴ Diskurspartikel sind dänische Wörter wie “ik” und “lissom” (im Deutschen gibt es z.B. “halt” in einem Satz wie “Er war halt fast zwei Meter groß und sah halt echt gut aus”).

bloßen Behauptungen, die nicht belegt werden.

Auf S. 105 wird auf eine Untersuchung an einem Gymnasium hingewiesen, die man im Kopenhagener Stadtteil Nørrebro durchgeführt hat. Es ist auffallend, dass der Leser nichts über die quantitativen noch über die qualitativen Dimensionen dieser Untersuchung erfährt. Interessanterweise gebrauchen die Verfasser den Hinweis auch nur, um annäherungsweise die Behauptung zu untermauern, dass Jugendliche heute erstens nicht sonderlich viele unschöne Schimpfwörter benutzen und dass es zweitens gar nicht die Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind, die die meisten Schimpfwörter benutzen, sondern gerade “ethnisch geborene Dänen”. Später erfährt der Leser, dass es sich um die Untersuchung Rathje/Andersens (2005) handelt. Diese Untersuchung basiert auf der Befragung von 24 Personen (das soll repräsentativ sein?), bestehend sowohl aus Jugendlichen wie auch Menschen mittleren Alters und Ältere, d.h. Senioren. Obwohl die Untersuchung deutlich zeigt, dass Jugendliche tatsächlich mehr (13 Prozent häufiger) fluchen als Senioren, schließen sowohl Rathje/Andersen (2005) wie auch die Verfasser des Buches ohne weiteres, dass dies nicht der Fall ist. Laut ihnen ist der Unterschied so gering, dass es gar keinen Sinn ergibt, von einem Unterschied zu reden. Zur Tatsache, dass die Kraftausdrücke der Senioren zum großen (oder größten?) Teil solche Ausdrücke sind, die von heutigen Muttersprachlern kaum als anstößig oder sogar als Fluchwörter aufgefasst werden – Wörter wie “gud” (≈ Herr Gott (nochmal)!; Menschens Kind...!), “sgu” (≈ aber; (aber) wirklich; weiß Gott) und “du godeste” ((ach du) meine Güte!) und nicht etwa Wörter wie “fuck”, “lort” (Scheiße; Kacke), “luder” (wortwörtlich Hure bzw. Nutte, aber benutzt wie das Wort Wichser), “shit” und “skid” (Scheiße; Kacke) – wird kaum Stellung genommen. Rathje/Andersen (2005) kann übrigens nicht als wissenschaftliche Arbeit gelten: Erstens ist *Nyt fra Sprognævnet*, wo der Artikel publiziert worden ist, eine populärwissenschaftliche und keine wissenschaftliche Zeitschrift (mit peer review), zweitens ist die Datengrundlage äußerst dünn und die theoretische Kontextualisierung so gut wie nicht vorhanden.

Auch eine geradezu hysterische politische Korrektheit zieht sich durch das ganze Buch (vgl. hierzu auch die – übrigens nicht einheitliche – Wortwahl betreffs Einwanderer im gesamten Text): Die Soziolinguisten meinen anscheinend, dass Ghettosprache ein Dialekt sei. Wenn Einwanderer also “* en blad” (≈ * eine Blatt) und “* en job” (≈ * eine Job) sagen, vgl. S. 115, ist das kein Ausdruck für sprachliche Inkompetenz und ein Indikator dafür, dass man die Prioritäten hinsichtlich der Ressourcenverteilung im Schulsystem vielleicht ein bisschen anders setzen sollte, sondern ein Beweis dafür, dass sie ihren eigenen Dialekt haben (S. 115). Auf der Grundlage einer Untersuchung von Gesprächen zwischen sechs Gymnasiasten (vgl. S. 120-122) ziehen die Verfasser die Schlussfolgerung, dass keine Deckungsgleichheit zwischen Sprachbenutzern mit “ethnischem

Hintergrund“ (gemeint sind hier Dänen mit Migrationshintergrund) und dem Gebrauch des sogenannten multiethnischen Dänisch (gemeint ist hier das Dänisch, das von Dänen mit Migrationshintergrund gesprochen wird) vorliegt. Die anspruchsvolle Argumentation lautet: Ali, einer der sechs Gymnasiasten, dessen Eltern beide aus Irak kommen, benutzte in der untersuchten Situation z.B. nicht das Wort *wallah*, Johan dagegen, dessen Eltern beide “ethnische Dänen” sind (d.h. sowohl die Mutter wie auch der Vater sind “richtige” Dänen), benutzte das Wort *wallah*.

Auf S. 126 soll eine zweifelhafte Untersuchung angeblich offenbaren, dass Einwanderer besser Dänisch reden als die “mehrheitsethnischen Dänen” (hiermit sind wieder die Dänen gemeint, die sowohl eine “richtige” dänische Mutter wie auch einen “richtigen” dänischen Vater haben). Da “besser” in diesem Zusammenhang im Sinne der Griesgrame gemeint ist, scheint es den Verfassern keine Probleme zu bereiten, eben jene sprachlichen Standards anzuwenden, die sie ansonsten vehement bekämpfen, solange es ihnen nur nützlich erscheint. Dieser Abschnitt ist geradezu lächerlich, und es ist offensichtlich, dass die Verfasser im Dunkeln tappen und mit den Daten selektiv und manipulierend umgehen, um ihre eigene das ganze Buch hindurch schwache, politisch-ideologisch motivierte Argumentation zu stützen.

Selbstironie und Humor sind im Buch nirgends zu finden. Man kann deswegen davon ausgehen, dass es ernst gemeint ist, wenn die Verfasser auf Seite 173 die verbreitete und durchaus plausible Auffassung in Frage stellen, dass nur Jugendliche für die Graffiti, die viele Großstädte verschandeln, verantwortlich sind. Die meisten Menschen, die wegen Graffiti verhaftet worden sind, sind und waren bisher zwar Jugendliche, theoretisch spricht aber nichts dagegen, dass auch ältere Menschen, Senioren, so etwas machen oder machen können, nur sind Letztgenannte anscheinend fähiger, sich nicht auf frischer Tat ertappen zu lassen, heißt es im Buch.

Ideologisch geprägte Idiosynkrasien kommen auch im Folgenden zum Ausdruck: Auf Seite 174 wird von einem Graffito gesprochen, das Ablehnung gegenüber der Polizei zum Ausdruck bringt. Die Verfasser kommentieren: “und das kann ja nicht überraschen”. Sie haben offensichtlich keine gute Meinung von der dänischen Polizei und möchten dies dem Leser gern mitteilen. Wenn auch die Verfasser vorgeben, gegen die Normativität in Sachen Sprache zu sein, kommt im ganzen Buch zum Ausdruck, dass auch sie normativ argumentieren, nur sind es andere Normen, die sie vertreten.

Mit dem indirekten und übrigens gänzlich unbewiesenen Vorwurf (S. 127), dass dänische Kindergärten oder Dänemark im Allgemeinen rassistisch seien, wird der Gipfel der Peinlichkeit erreicht. Der Ton verschärft sich aber zusätzlich auf den folgenden Seiten. Auf Seite 129 heißt es, dass Dänen mit Migrationshin-

tergrund in Dänemark unterdrückt werden. Die Verfasser fahren unbeirrt fort und auf Seite 132 werden die Grenzen der Akzeptabilität schlichtweg überschritten: Hier wird – wenn auch mit einem Hauch von Ironie – angedeutet, dass gewisse dänische Politiker an einer Endlösung arbeiten, die das “Fremden-Problem” ein für alle Mal lösen soll. Mit diesen Worten, die mit der Wirklichkeit in keiner Weise korrespondieren, haben sich die Verfasser als Wissenschaftler disqualifiziert, und eine Zusammenfassung dieser Rezension soll sich damit erübrigen haben. Der Leser weiß nicht, ob er lachen oder weinen soll.⁵

Bibliographie

- Herbener, Jens-André P. 2006: *Teologi og Magt*. København: C.A. Reitzel.
- Pullum, Geoffrey K. 1991: *The Great Eskimo Vocabulary Hoax and Other Irreverent Essays on the Study of Language*. Chicago: Chicago University Press.
- Rathje, Marianne/Andersen, Margrethe Heidemann 2005: Fuck, sgu og søreme. Bandeord og andre kraftudtryk i tre generationer. In *Nyt fra Sprognævnet* 2/2005, 4-10.

Loránd-Levente Pálfi

⁵ Ich danke Maik Tändler für die kritische Durchsicht einer früheren Version dieser Rezension.